

Franz Blei

D E R H O R I Z O N T

ENDE JANUAR 1930

André Gide\*) Der Mensch ist die Geste einer Idee. Ob nun Gide wie in seinen Reisebüchern oder seinen Berichten aus dem Gerichtssaal von wirklich existenten Menschen spricht oder ob er wie in seinen Erzählungen und Romanen der Natur nacherfundene Menschen auftreten und handeln läßt —, was ihn dort und da interessiert als einen durchaus auf Motive und Ziele neugierigen Menschen ist immer nur dieses: welcher Idee Geste sind jene wirklichen Menschen und welcher Idee Geste sind diese erfundenen, die sich mir als die interessierenden aufdrängen? Man erinnert sich an Gides Aufzeichnungen über Oscar Wilde: Was ihn im Falle Wilde interessiert, ist das, was Aubrey Beardsley mir einmal als die Abfälle aus der höllischen Blumenbinderei charakterisiert hat, nämlich: wie kommt er mit seinem Gut und Böse als ein heidnisch gefleckter Christ zurecht?

Was im spezielleren Sinne die Kunst, also das sprachliche Mittel, betrifft, so ist bei Gide auffallend, daß seine Sprache in keiner dichterischen Weise reich ist an unerhörten aufwühlenden schmeckerischen Worten, in keiner Weise überraschend durch syntaktische Inversionen oder grammatikalische Kühnheiten. Sein Französisch ist klassizistisch bis zur Farblosigkeit eines braven Schullesestückes, besonders in den kleinen Nebenwerken wie der unbedeutenden „Schule der Frauen“, bei der man glauben könnte, hier habe sich wahrhaft das ganz nüchterne Gidesche Sprachmittel seinen Gegenstand höchst adaequat gewählt. Aber es sind diese kleinen Nebenwerke gleichgültiger Art vielleicht so etwas wie Rekonvaleszenzen nach einer großen Anstrengung eines Hauptwerkes, wie wir das ja auch bei Dostojewski kennen, der nach dem Baskolnikow eine solche Unbedeutendheit wie den „Spieler“ geschrieben hat oder nach den „Dämonen“ „Onkelchens Traum“.

Aber auch diese sparsame, genaue, sich nicht von sich selber forttragen lassende Sprache — Gide hat eigentlich nie ein Gedicht geschrieben außer in seiner frühesten Jugend, wo es de rigueur war — auch diese leise, auf den Fußspitzen gehende höchst gewissenhafte Sprache beweist und zeigt, was Gide im Innersten seiner Artung ist: nicht ein Dichter, auch nicht ein Romancier schlechthin, der einen interessierenden Stoff aus der Zeit greift und auf nichts als die Täuschung durch die Kunst bedacht abwandelt, sondern —, ja, was ist? Also sagen wir ein Essayist, wenn wir bei diesem Worte an Montaigne und an Pascal oder auch an den späteren Goethe,

\*) Gesammelte Werke deutsch bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin-Leipzig, seit 1929.

den nach 1815 denken. Soll man den Essayisten dieser Art definieren, so möchte man ihn einen durchaus spirituellen Menschen nennen, der ohne Vorurteile und Vorurteile überaus kühn in seinen Fragestellungen und überaus vorsichtig in seinen Beantwortungen ist. Er versucht nur Antworten zu geben, bevor er vorzuschlagen. Denn, durchaus individualistisch wie er ist, weiß und kennt nur das eine unumstößliche Faktum eines Lebens: seines Lebens. Und weiß die Beziehungen der andern Leben auf das seine als relativ. Sie sehen, daß der Essayist weder ein Lehrer, noch ein Führer sein kann. Übersetzen Sie Essay mit Versuch, so können Sie den Essayisten einen Versucher nennen —, in beiden Bedeutungen des Wortes.

Nur sich selber und dem Mysterium seines eigenen mählich bewußter werdenden Lebens verantwortlich, konnte Gide nie um Schüler werben. Daß ihm dennoch so etwas geworden ist wie ein Anhang, geschah ohne seinen Willen, denn er weiß, eine Lehre, die sich impostiert, kann nur falsch sein oder gefälscht werden. Aber junge Menschen brauchen und suchen einen Führer. Und sie lieben es, ihn so zu nennen, wenn und solange der Hirt der Herde ähnlich sieht oder solange sie das glauben. Und sie verlassen ihn, wo sie meinen, er gleiche ihnen nicht mehr. Neunen ihn von da ab nicht mehr Führer, sondern Verführer. Der Abfall von Gides Herde hat sich schon einige Male in der Geschichte seines Lebens wiederholt. Ich glaube mit seiner beglückten Zustimmung. Die Gefolgschaft, die auf seine Fußstapfen achtet, wird ihm unheimlicher sein, als die Abtrünnigen, die kreuzigt ihn schreien. Wer seinen eigenen Nomos sucht, geht immer lieber seinen Zickzackweg allein, auch wenn er am Ende nichts finden sollte oder das Nichts. Auch schon aus einfacher Humanität so, die Gide durchaus nicht fremd ist, ja von welcher er, ohne sie zu einem System zu übertreiben, sich freundliche Grenzen setzen läßt, wie auch vom Vernünftigen, ohne auch diesem eine Systembedeutung als Rationalismus zu geben: beides, die Humanitas wie die simple Vernünftigkeit, sind ihm Formen eines zivilisierten Lebens mit der französischen Betonung; also nicht das, was wir Zivilisation nennen, sondern was die Franzosen unter civilité verstehen, eine gewisse Güte des Herzens, freundnachbarliche Haltung und Katholizität der Gesinnung.

Zu all dem hatte Gide wohl die Eignung als Erbgut bekommen, nicht schon die Sache selbst. Als Kind protestantischer Eltern in einem mehr paulinischen als christlichen Puritanismus erzogen und aufgewachsen, vielleicht mit davon heimlich genährten Widerständen, mußte er sich aus den muffigen Räumen einen Weg in die Katholizität der Hinnahme suchen. Mit dem Evangelium in der Tasche. Nicht mit dem Paulus, diesem mit allen Ressentiments angefüllten von Häßlichkeit und wohl auch Krankheit von früh auf geschlagenen Manne, der das rasche Absterben von dieser elenden Welt predigte — man weiß, mit welchem Welt-erfolge —, und damit das eher heitere, herzliche Hier und Jetzt und In Dir der

Predigt des Zimmermannssohnes aus der Christenheit und diese um das Christentum brachte. Aber der Schatten dieses düsteren, heftigen Mannes folgte ihm als das, was man das Gewissen nennt. Die ersten Schriften Gides: Der schlecht gefesselte Prometheus, Paludes, Der König Kandaules, Saul sind Exegesen dieses Konfliktes, von dessen Überwindung zuerst die *Nourritures terrestres* ein überaus keusches Zeugnis ablegen. Denn auch dieses ist, vielleicht als ein protestantischer Rest, festzustellen: das außerordentlich starke künstlerische Schamgefühl Gides, das ihn lieber in scheinbarer Kälte erstarren läßt, als seine innere Unruhe in Worten exzedieren. Es ist die Zucht eines überaus komplexen, nie zur Ruhe kommenden, immer bewegten und gleichzeitig höchst wachsamem Menschen.

Wenn einer von Gides Freunden zur Kirche konvertiert, ist Gides erste Frage an ihn: „Wie ist das also mit dem Teufel?“ Er lächelt etwas dabei, aber keineswegs mit dem skeptischen Lächeln Anatole Frances. Aber auch nicht über die angstvolle Verlegenheit des Befragten, der mit seiner Antwort in eine leichte Dogmatik flüchtet. Aber ganz durchdrungen von dem Zentralproblem der sittlichen Fiktion oder, wenn Sie wollen, der Fiktion des Sittlichen lächelt Gide etwas wie der Böse selber, der vor den inneren Augen des nichts als sittlich „guten“ Menschen das Welttheater erstehen läßt, in dem jeder eine Rolle zu spielen hat, zu weilen zwei.

Die Frage Gides lautet übersetzt: Warum soll man seine Leidenschaften besiegen, wo doch der Aufwand an Kraft, an vertu und virtù, weit größer ist, wenn man ihnen nachgibt, ganz abgesehen von dem angenehmen Effekt? Aber mit dieser Frage ist Gide durchaus nicht ein knabenhafter Ruhestörer seiner Mitmenschen, so durchaus egoistisch und egoistisch seine innere Haltung auch ist. Sondern ihm will als kein sonderlicher sich mit dem Wort auszeichnender Christ erscheinen, wer sich in die Abgestorbenheit einer Nicht-Welt wie die Thebais begibt. Was er vom Christen erwartet, ist nicht die Angst und Feigheit vor der Welt, sondern der Mut dazu. Was für ein Christ sollte denn der unversuchte Christ schon sein? Einer, der vom Faktum, dem einzigen, des Lebens so viele Abstriche macht, daß er schon fast kein Leben mehr ist, ist ein feiger Selbstmörder. Wer um Gottes willen den Garten Gottes zerschlägt und, wie Pascal, eine Wüste und Wildnis daraus macht, dürfte den Gott außerordentlich mißverstanden haben. Und der protestantisch erzogene Gide begann seinen Garten zu tropischer Üppigkeit zu kultivieren.

Gides Kritiker sagen, daß er mangels der kirchlichen Beichte öffentlich bekenne, um seine davon erbauten Zuhörer doch wegzujagen, weil er eben ohne Reue, sondern mit dem Stolze auf seine Sünden beichte. Aber das Wort Sünde hat für Gide diese eindeutige Hammerkraft schon verloren, die das eine gegebene Faktum des Lebens spaltet in dieses und jenes. Und die ihm Zustimmenden sagen, gerade durch dieses öffentliche Bekennen habe Gide sehr viel für die Vertiefung einer

christlichen Moral getan, gerade dadurch, daß er die Immoral ideell formulierte und aus einem Puritaner ein Impuritaner wurde. Aber hier scheinen mir Pervertierte das Faktum von Gides Bekenntnis seiner homosexuellen Neigungen und Handlungen in eine objektive Bedeutung zu übertreiben, die sie gar nicht besitzt. Denn Gide gibt diesem Faktum der Homosexualität gar keinen auszeichnenden Wert. Er pointiert es in keiner Weise. Es ist ihm gar nicht um den Ecclat von Zustimmung oder Ablehnung zu tun. Es bekennt, weil es wie alles und irgendein anderes zu bekennen ist als zum Ganzen seines Lebens gehörend. Er denkt nicht im mindesten daran, diese seine „Ungewöhnlichkeit“ mit Fanfaren zu trompeten. Er lächelt über den Übermenschen Nietzsches nicht anders wie über den Unter-menschen Dostojewskis, der das Leid liebt und den Schmerz sucht. Wenn Dostojewski fragt: „Kann sich ein Mensch, der sich seiner selbst bewußt geworden ist, respektieren?“ so gibt Gide darauf die einzig mögliche Antwort: „Nicht anders als indem er seine originale Authentizität bekennt.“

Daß ihn, den Moralisten Gide, wie die Welt läuft, das Böse mehr anzog als das Gute, weil im Bösen die Sonde tiefer und in lebendigeres Fleisch zu führen ist, das hat Gide früher zur Karrikatur der Berüchtigteheit verholten als zum Porträt seiner Berufenheit. Hat früher die Legende geschaffen, als sein wahres Gesicht gezeigt. Das weder das eines Führers noch eines Verführers, weder das eines repräsentativen Menschen noch eines großen Schriftstellers ist, sondern das eines bis zum Äußersten gespannten und aufrichtigen Menschen, dem Takt, Mitgefühl und Liebe gebieten, das Unmenschliche jedes rigorosen Bekennens in der leisen gebändigten Stimme zu sagen, in der immer ein Fragen mitschwingt. Das Faktum der Welt gibt ihm die Fragen — aus dem Faktum seines Lebens versucht er Antworten.

Franz Blei.

**Ostreparationen** Die Schlacht ist geschlagen, siegreich kehren die Delegationen heim. Auch jene Außenminister, die in ihrem Innersten recht enttäuscht sind, weil sie erkennen mußten, daß das Europa von 1930 nicht mehr das Europa von 1918 ist, treten mit selbstzufriedenem Lächeln vor ihre Parlamente und lassen sich feiern. Und die Völker blicken dankbar zu ihnen auf; denn sie verstehen nichts von diesen komplizierten Transaktionen, von den vielen Stornierungen und Gegenbuchungen von Zahlungsverpflichtungen, die sich auf eine sagenhafte Zukunft ausdehnen. Während also alle Kabinette offiziell Erfolge ausweisen, was insofern ein gutes Zeichen ist, als es am klaren beweist, daß die Lösungen im Sinne der Verständigungspolitik auf einer mittleren Linie gefunden wurden, hat sich die Wirklichkeit Mitteleuropas im Haag doch grundlegend verändert. Die kleine Entente hat einsehen müssen, daß elf Jahre nach dem Krieg die Erinnerung an „Waffenbrüderschaft“ und die Evokation „des gemeinsamen Kampfes für die Gerechtigkeit gegen die deutsche Barbarei“ zwar vielleicht noch ab und zu